

Aus dem Leben einer griechischen Gebirgsdivision

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **16 (1940-1941)**

Heft 31

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-712478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tion einen Rettungsanker in schwerster Lebensnot. Kein Wunder, daß daher dem Roten Kreuz bisweilen Dinge zugemutet werden, die weit über dessen Wirkungskreis und Möglichkeiten hinausgehen. Ein junger Genfer Schriftsteller, der längere Zeit, zusammen mit den Damen des Empfangskomitees, sich mit den Anliegen der ungezählten Besucher befaßte, hat in treffender Weise das Wesen dieser Abteilung dahin gekennzeichnet, daß sie nach der Auffassung vieler ihrer Gäste auf alles Antwort geben sollte, was die Auswirkungen des Krieges auf das menschliche Dasein überhaupt betrifft. Um all diesen Ansprüchen zu genügen, müßte die Genfer Auskunftzentrale gleichzeitig ein Detektivbüro, eine Reiseagentur, ein Post- und Zollamt, eine Spezereihandlung (für die Zusammenstellung der Liebespakete), ein öffentliches Sekretariat für im Schreiben und Formulieren Unbeholfene, eine Arbeitsvermittlungsstelle, ein Advokatur- und Notariatsbüro, eine Bank und nicht zuletzt — ein Beichtstuhl sein! Tatsächlich werden von den aufopfernden Mitarbeitern der Empfangsabteilung auch administrative und technische Aufschlüsse erteilt, aber, zum Unterschied von den staatlichen Aemtern, unter Berücksichtigung der menschlichen Seite des Falles, das heißt so, daß, unbeschadet der Genauigkeit der Auskunft, die zur Vermeidung von Irrtümern und falschen Auslegungen unerlässlich ist, der betreffende Besucher auch einen Trost mit nach Hause nimmt.

Aber nicht nur mündlich, sondern auch brieflich werden der Zentralstelle für Kriegsgefangene bisweilen die sonderbarsten Anliegen unterbreitet; so von jener Dame, die das Rote Kreuz mit der Nachforschung nach einem verlorenen Rassehund — mit Angabe des Stammbaumes und unter Aussetzung eines ansehnlichen Finderlohns — betrauen möchte, oder von anderen Personen, die auf diesem Wege ihr abhanden gekommenes Gepäck oder ihr verschwundenes Velo wiederzufinden hoffen! Viele Gesuchsteller scheinen auch schwer verstehen zu können, daß es in den meisten Fällen nicht möglich ist, unverzüglich auf eine eingegangene Anfrage die Antwort zu erteilen und daß es erst die oft lange verzögerte Auskunft abzuwarten gilt. Daher gelegentlich ein Ausbruch schlechten Humors oder der Ungeduld, die man in Genf, im Bewußtsein des Geleisteten, gelassen hinnimmt. Andere halten das Rote Kreuz für eine Art Lieben Gott, der alles vermag. So ein 19jähriger, bereits verheirateter Soldat des in Frankreich gebildeten polnischen Heeres, der zurzeit als Kriegsgefangener in Deutschland weilt und überzeugt ist, daß Genf ihm einen Sonderurlaub werde verschaffen können, um seine Frau zu sehen und der Geburt seines erwarteten Kindes beizuwohnen! Ein Italiener, der bei einer Liebesgabensendung an einen Verwandten sich an einer postalischen Einschränkung stieß, klagt dem Internationalen Komitee des Roten Kreuzes, er habe geglaubt, die Wohlthätigkeit sei «wie die Sonne, die für alle scheine», und meint, daß es «für Hilfeleistung und Gutes-Tun besser wäre, wenn weder Gesetz noch Schranken bestünden»! Ein anderer möchte kurzerhand das Rote Kreuz durch eine Organisation nach seinem Sinn ersetzt beziehungsweise ergänzt wissen. Es braucht auch nicht

wunderzunehmen, wenn sich unter den hunderttausenden eingehender Briefe bisweilen solche finden, die geradezu von geistiger Gestörtheit des Absenders zeugen.

In wie weitem Umfang aber das Wirken des Roten Kreuzes verstanden und anerkannt wird, beweisen die ungezählten Dankeschreiben. Eines der ergreifendsten Dokumente dieser Art ist wohl ein Brief, mit dem ein Vater die ihm von Genf aus übermittelte Nachricht vom Tode seines Sohnes beantwortete. «Ihr Schreiben», so heißt es da, «war uns von besonderem Wert. Erst aus ihm haben wir erfahren, daß unser Sohn schon auf dem Transport zum Verbandplatz gestorben ist und daß er, wie wir daraus schließen dürfen, nicht mehr lange leiden mußte. Sie haben uns in unserem schweren Leid einen überaus wertvollen Dienst geleistet, für den wir Ihnen zeitlebens dankbar bleiben werden. Sollte es Ihnen möglich sein, den Ausdruck unserer tiefgefühlten Dankbarkeit auch denen zu übermitteln, die sich um unser liebes einziges Kind in seinen letzten Stunden angenommen und ihm zu einer angemessenen Ruhestätte verholfen haben, so wären wir Ihnen für diese Uebermittlung zu besonderem Dank verbunden.» In einem andern Schreiben wird gesagt: «Ich habe bei der Verfolgung der Angelegenheit Ihre starke Hand und Ihre große Tatkraft so wohlthuend empfunden, daß ich hierüber Worte des Dankes nicht mehr finden kann.» Die Reihe der Zitate ließe sich ins Endlose fortsetzen.

Ein besonderes Kapitel sind die Briefe von Kindern, die von ihren Eltern getrennt wurden und zum Teil nicht einmal wissen, ob diese noch leben. Die betreffende Korrespondenz enthüllt erschütternde Szenen aus dem Leiden der Flüchtlinge und Evakuierten. Es sind rührende Dokumente unter diesen von Kinderhand ungelentk geschriebenen und nicht selten von Zeichnungen mit Farbstift begleiteten Schreiben, in denen Blumen, Herzen und Glücksenbleme eine große Rolle spielen. Aber wie viele von solchen verlorenen Kindern sind noch so klein, daß sie nicht einmal identifiziert werden konnten und zum Teil Gefahr laufen, später von ihren eigenen Eltern, selbst wenn sich diese überhaupt finden lassen, nicht mehr erkannt zu werden! Groß ist auch die Dankbarkeit bei den Kriegsgefangenen, die bisweilen launige Formen annimmt, wie bei der Sendung eines dem Internationalen Komitee des Roten Kreuzes gewidmeten Buches, das völlig aus Ueberbleibseln von Liebespaketen (Kartons von Lebensmittelschachteln, Glanzpapier von Schokoladentafeln, Umhüllungen von Suppenwürfeln usw.) zusammengesetzt und verziert worden ist. Nach den Berichten der Delegierten, die solche Gefangenenlager besucht haben, weiß man dort im übrigen besonders die Verdienste Genfs um die Nachrichtenvermittlung hoch zu schätzen, die das einzige Bindeglied zwischen diesen von der Welt Abgeschiedenen und deren Familien darstellt. Diese Erkenntnis, in ungezählte Herzen Trost und Zuversicht gebracht zu haben, dürfte den schönsten Lohn des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz und seiner Mitarbeiter für ihr selbstloses und unermüdetes Wirken im Dienste der Menschlichkeit bilden.

Dr. H. Beerli.

Aus dem Leben einer griechischen Gebirgsdivision

Von unserm griechischen Sonderberichterstatter.

Den Anstrengungen seiner Leute hat der Kommandant der Division, die sich jetzt ausruht, den größten Teil seines Tagebuches gewidmet. Es ist besser, daß der Herr Oberst keine Philologie betreibt, und ohne viel Phrasen uns in der Kasernensprache das wiedergibt, was er gesehen und was er erlebt hat. Einfache, ungekünstelte Wiedergabe der Geschehnisse.

Er spricht über den Winter. Der war der große Bundesgenosse des Feindes. Er rettete ihn zwar nicht vor der Niederlage, er brachte aber den Griechen Strapazen — Strapazen, die eines großen Schriftstellers bedürften, um sie in ihrer ganzen Ausdehnung den kommenden Geschlechtern so richtig erst darzustellen.

Auch in Rußland hatten wir Winter, bemerkte der Divisionär, der den Feldzug in der Ukraine mitgemacht hatte. Einen so schlechten Winter wie diesen haben wir aber noch nicht gesehen. Dort war die weite Ebene. Wir

hatten nicht solche Gebirgsketten vor uns, mitten in Schneestürmen, die die Mannschaft blind machen und sie zwingen, sich mit Seilen aneinander zu binden, um nicht den Kontakt untereinander zu verlieren. — Schrecklich in ihrem blendenden Weiß, erheben sich die Berge in einer Höhe von 1700 und 1500 m, wie der Skimovik und der Malispat. Das Heer, das auf diese Gipfel hinauf mußte, bestand nicht aus Skiläufern, die trainiert sind, sich auf solchen weißen Flächen zu bewegen. Flachlandbewohner, die nur aus Photographien den Schnee kannten, brachen von zu Hause auf mit baumwollenen Strümpfen und standen einem Feinde entgegen, der groß geworden war am Fuße der Alpen und überdies noch vollständige Bergsteigerausrüstung besaß.

Auf die Höhen, wohin unsere Soldaten kamen, stieg in normalen Zeiten während des Winters weder ein

Mensch noch ein Tier hinauf. Die Dörfer, die auf den Hängen dieser Berge angelegt sind, sorgen schon im Sommer für ihre Vorräte, weil sie wissen, daß — sobald der Schnee zu fallen beginnt — die Wege und Saumpfade ungangbar werden und jede Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten ist. Sie durfte aber nicht für die Division abgeschnitten sein, die aus Bewohnern der Ebene bestand. — Eines Tages, als der Schnee eine Höhe von 1½ m erreichte, war der Divisionär im Zweifel. Würde er den Aufstieg fortsetzen können, mit Soldaten, die zum ersten Male bis zum Hals die Umklammerung der weißen Braut spürten? Unruhig sondierte er seine Leute. Er sagte ihnen die Wahrheit. Je weiter sie hinaufkamen, desto schärfer würde die Kälte sein, um so dicker die Schneeschicht. — «Was sollen wir machen, Kinder?» — Es bestand keine andere Meinung als: «Steigen wir hinauf!» Und sie stiegen hinauf. Ihre Tiere versagten den Dienst. Die einen bockten, die andern legten sich nieder, unfähig weiterzugehen. Und auch der Stab der Division war gezwungen, 48 Stunden zu marschieren, bis er zur Stelle der Biwaks gelangte.

«Wenigstens ohne Last hinaufsteigen!» ... Aber, außer ihren Tornistern, wurden auch Granaten und auch die Kanonen und die Lebensmittel auf die Schultern der Soldaten geladen. Nicht ein «Gott, bin ich müd» wurde gehört. Mit wunden Füßen, ungeschnürten Stiefeln, die um die Sohle herumgebunden waren, um die kranken Zehen nicht zu reizen, mit einem Blechbehälter (teneke) auf den Schultern, stieg mitten durch den Schnee ein einzelner Soldat herauf. Sein Anblick war der eines Menschen, der die ganzen Reserven seiner Kräfte bereits verbraucht hatte. Der Oberst sah ihn und wollte ihm Hilfe bringen: «Es genügt schon bis hierher, jetzt soll ein anderer die ‚Teneke‘ nehmen.» «Nein», weigerte sich der Infanterist. Er hatte den Ehrgeiz, selbst bis zum Gipfel des Berges hinaufzusteigen und eigenhändig seine Ladung «Halva» (Süßstoffmasse aus Sesamöl, Traubenzucker, Mandeln und Honig) zu übergeben, mit welcher sich seine Kameraden das Leben versüßen und gleichzeitig sich sättigen sollten.

Erwartete sie endlich oben ein Bett, ein Feuer, Wärme, Erholung? Nur Zeltblätter beschirmten sie und sie waren zufrieden, wenn sie oben im Schnee, einer gegen den andern gedrängt, sich in ihre Mäntel und Decken wickeln konnten. Und manchmal fehlte ihnen

auch dieser Luxus. Der Schneesturm trug ihnen das Zeltblatt fort und ließ sie die ganze Nacht ungeschützt. Oder der Schnee fiel die ganze Nacht und in der Früh wachten sie auf, eingegraben in einer dicken Schicht eisigen Schnees. — Aber die große Qual war die Verpflegung. Man rückte vor in der Gewißheit, daß keine Möglichkeit bestand, daß ihnen Lebensmittel nachkommen könnten. Das «Teneke mit Halva» löste das Problem nicht, wo Autoladungen nötig gewesen wären, lediglich für den Transport des Kommisbrottes. Oft fehlte ihnen auch dieses. Es gab ganze Tage, wo die einzige Nahrung und das einzige Getränk der geschmolzene Schnee waren. Auch da gab es keine Beschwerden. An wen sollten sie sich auch richten, da die Verantwortung niemandem traf. Niemand außer den Feind. Gegen diesen ließen sie ihren Zorn aus.

Sie rückten vor — setzte der Divisionär seine Schilderung fort — noch mit einer andern Gewißheit: daß der Rücktransport nicht leicht sein würde, im Falle einer Verletzung sein würde. Zehn bis zwölf Stunden waren notwendig, um von dort oben zur nächsten Ambulanz zu kommen. Und auch das unter der Voraussetzung, daß sich Samariter finden würden, die sie auf die Schultern nehmen und nach rückwärts transportieren würden. Dieser Gedanke allein hatte schon genügt, um jeden Enthusiasmus einfrieren zu lassen. Aber er fror ihnen nicht ein. Wenn sie verletzt waren, verlangten sie nicht nach hinten transportiert zu werden. Ihre Bitte war, in die Zelte geführt zu werden und daß man es ihnen von dort gestattete, den Gang der Offensive zu beobachten. Unverwundbare Gemüter in verletzten Körpern, blutend, mit Schmerzen, hungernd, konzentrierten sie alle ihre Kräfte, um sich auf den Ellbogen aufzurichten und mit «Aera»-Rufen ihre Kameraden anzufeuern, die noch das Glück hatten, weiter gegen den Feind kämpfen zu können. —

Das sind nicht Erfindungen der Phantasie eines Kriegsberichterstatters. Das sind die Seiten des Tagebuchs eines kaltblütigen, verständigen Offiziers.

Zwei Zeilen noch, um die Reihe seiner Eindrücke über die 27tägige Tätigkeit seiner Division zu ergänzen. Zwei Zeilen, einfach, trocken, lakonisch: «Die griechische Seele zeigte sich hochwertiger, als wir es je gedacht hatten.»

KALEIDOSKOP VON FRED CURCHOD

«Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf die Dauer», sagte Claudius. — Wieder stecken wir tief im Kriegswinter. Einmal leuchten Sonnenstrahlen der Hoffnung vom blauen Himmel; dann wieder zieht der Himmel seine grauesten Soffitten auf, und dichte Nebelschwaden ziehen durch die Täler. Oder wie vor alters schüttelt Frau Holle ihre Laken aus: es schneit in dichten Flocken. Ein neues reines Tuch breitet sich über die bereits gefallenen Schneemassen. Vor Tagen stapften die Menschen über verharschte Straßen, heute gehen sie wieder auf leisen Sohlen. Eine fast atemlose Stille liegt über unserm Kantonamentsort. Sie scheint sich von weiten Gefilden und einsamen Gehöften gelöst zu haben, um uns nach dem Tagespensum um so fester in ihren Bann zu ziehen. Der zweite Kriegswinter — wieder sind wir fort von daheim — wieder sind es die Gedanken, die gleich schimmernden Fäden das Netz der tiefen Verbundenheit hin- und herüberspinnen.

Sie wohnen so leicht beieinander, die Gedanken. Sie bringen Sorge, Freud und Leid. Manchmal drücken sie schwer, manchmal sind sie leicht und unbeschwert, und manchmal bringen sie goldenen Humor. Ein jeder von ihnen ist ein Universum für sich, und ihre ganze Fülle ist das Kaleidoskop des Lebens, das in unzähligen Spiegelbildern im Strom der Tage versinkt.

Wir — zwei Gruppen und ich — sind von der Einheit zur Stabswache übergetreten. Die Trennung von unsern Kameraden kam plötzlich, wie jeder militärische Befehl. Wir tauchten unter in einer Sphäre neuer Gesichter und Charaktere. Und doch kennen wir uns schon wie alte Bekannte. Das feldgraue Tuch mag bekleiden wen es will, es bekleidet einfach eine Seele. Flucher, Denker und Schaffer finden sich im Triumvirat zusammen. Gewehr bei Fuß harren sie der Dinge. In ihrem Tun und Lassen steckt der gleiche Kern: die Vaterlandsliebe und der Wille zur Freiheit!

Im Wachtlokal herrscht eine wohlige Wärme. Wir verdunkeln, denn draußen sinkt die Nacht hernieder. Während ich die Wachtablösungen studiere, spielt das Radio leichte Musik. Mendelssohn, Dalcroze und Claude Debussy sind die Schöpfer. Der Ton macht die Musik; schön, lebensfreudig tönt sie durch das von Gewehren starrende Wachtlokal, in meine Seele hinein. Die Meister der Töne fesseln mich und — mit einem Male, das Kartensystem der Wachtablösung. Es geht und verschiebt sich methodisch mit Stunde, Tag und Nacht. Und dieses System — es war kein Zufall — brachte drei Männer, die mich interessierten, zur selben Stunde auf die entlegensten Posten. Sonderbar, da stehen die Namen von Enzler, dem Flucher —